

Ludwig Steub

**„Drei Sommer in Tirol“**

Erster Band  
„Untereinthal“

Edition  
TIROL

# Inhalt

## Unterinntal

Dieses Buch ist eine in heutige Schrift und Sprache gebrachte Auflage der Originalausgabe des Jahres 1871, herausgegeben vom Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Steub, Ludwig: Drei Sommer in Tirol : Band 1 : Unterinntal/Ludwig Steub.  
3., neubearbeitete Auflage. –  
Innsbruck: Edition Tirol 1996  
ISBN 3-85361-002-1

ISBN 3-85361-002-1

© EDITION TIROL Innsbruck

Satz, Layout und Lithos: PROLOGO GMBH Innsbruck  
Druck und Bindearbeiten: Athesia-Tyrolia Innsbruck  
Gedruckt in Österreich/Printed in Austria/Imprimé en Autriche  
Nachdruck und Vervielfältigung (auch auszugsweise) verboten

Ludwig Steub und sein Werk. Von Martin Reiter.....	7
Vorwort zur ersten Auflage (Ludwig Steub).....	11
Vorwort zur zweiten Auflage (Ludwig Steub) .....	12
I. Von München nach Bayerisch-Zell. 1869. ....	15
II. Von Bayerisch-Zell zum Tatzelwurm. 1869.....	20
III. Aus der Gegend von Kufstein. 1869.....	25
IV. Von Kufstein nach Maria-Stein. 1869. ....	31
V. Nach Kitzbühel. 1869.....	36
VI. Brixlegg. 1869. ....	41
VII. Das Passionsspiel in Brixlegg. 1868. ....	45
VIII. Aus der Geschichte von Brixlegg. 1869. ....	51
IX. Rattenberg. 1870. ....	61
X. Alpbach. 1870. ....	76
XI. Brandenberg. 1870. ....	89
XII. Ins Achenal. 1870. ....	95
XIII. St. Georgenberg. 1870.....	111
XIV. Wipptal – Schmirn – Tux. 1842, 1844. ....	118
XV. Das Zillertal. 1842, 1844. ....	143
XVI. Abermals im Zillertal. 1870. ....	169
XVII. Über den Krimmler Tauern ins Pustertal. 1842.....	173

zwischen Liebenden und Verlobten. Das Mitleid zeigt sich noch zur Zeit sehr groß und bedenklichst, was man munkeln hört, daß noch viele Protestanten zu Hause geblieben, sich fugend und wartend auf eine Änderung der Umstände. Die Regierung hatte den „Inklınanten“ den Wunsch, eine protestantische Gemeinde zu bilden, abgeschlagen, dagegen erlaubt, sich an die im Kaiserreich anderswo vorhandenen anzuschließen. Dies begehrten aber die wenigsten, die meisten wollten lieber in die Fremde gehen.

So kam es denn, daß auf die kaiserliche Verordnung vom 12. Jänner 1837 sich 126 Familienväter aus den Gemeinden Zell, Mayrthofen, Brandberg, Finkenbergr und Hippach zur Auswanderung bereit erklärten. Im September desselben Jahres sind sie mit 288 Angehörigen (darunter 131 unmündige Kinder) nach Preußen ausgezogen, nach Notdurft unterstützt von Seite der österreichischen Regierung sowohl als der Nachbarschaft. Neun Personen übersiedelten nach Steiermark und Kärnten. Übrigens gibt es schon seit mehreren Menschenaltern auch im Vinschgau und in Ahren etliche widerborstige Berghöfe, welche von geistlicher und weltlicher Obrigkeit ungeschoren sich eines stillen unbekanntem Separatismus erfreuen.

Im Wirtshaus zu Finkenbergr wurde ich aufmerksam gemacht, daß ich nahe vor dem Dorf ein abseits liegendes Naturwunder übersehen hatte, den Hochsteg nämlich, den jetzt der Wirt den Fremden zuliebe den Teufelssteg heißt. Sein Söhnchen übernahm es, mich dahin zu führen. Der Teufelssteg ist ein Balken, mit einem Dach und einem Geländer bekleidet, der über einer grausig tiefen Schlucht liegt, in welcher der Tuxer Bach sich ruhig fortwälzt in blauen Wirbeln oder auch, wenn er angeschwollen, tobend und schäumend dahinstrast. Jenseits des Steges geht es hinauf in die grüne Flur von Dornau, wo ein kleines Alpendörfchen beisammensteht, in traulicher Abgeschlossenheit von wilden Schroffen umkränzt, aus denen ein schauerlicher Pfad nach Mayrthofen hinunterführt. Von dem Teufelssteg geleitete mich der Knabe wieder etwas abwärts an die Klamm. Die Felsenwand auf der anderen Seite ist da ganz glatt abgeschnitten, die diesseitige geht sogar einwärts, und wer sich der Länge nach niederlegt und den Kopf hinausstreckt, der hat eine schauerliche Aussicht auf die Wirbel des Baches und den Überhang unter sich und auf die glatten Wände gegenüber. Wer gar keinen Schwindel hat, der mag sich dem Abgrund bis auf den letzten Zoll nähern und stehend hinunterschauen; auch allenfalls versuchen, ob er wie der Wirtsohn und Kaiser-Max den einen Fuß auf den äußersten Rand des Felsens stellen und mit dem anderen einen Halbkreis darüber schlagen kann.

## XV.

## Das Zillertal

1842, 1844

Nachdem wir damals von Finkenbergr herabgestiegen, waren wir im Zillertal und kehrten in Mayrthofen ein, in seinem letzten Dorf. Von Mayrthofen sind es zwei Stunden nach Zell, ein lieblicher Weg durch hübsche Weiler. Zell selbst (1815 Fuß) ist ein stattlicher Ort mit großen steinernen Häusern, einer bedeutsamen Kirche und achthundert Einwohnern.

Es war der Dinzeltag der Schuhmacher, der Handwerksjahrtag dieser Zunft. An solchen Festen ist noch Musik und Tanz gestattet, und so gab sich erwünschte Gelegenheit, die Zillertaler tanzen zu sehen, was jetzt selbst auf der Zeller Kirchweih nicht mehr möglich ist. Von dem Tanz der Zillertaler hat Lewald eine sehr lebendige Schilderung gegeben; auch andere bemühten sich, die seltsame, fast außerweltliche Fröhlichkeit, die dabei walten soll, zu zeichnen. Gleichwohl scheint sich nun auch hierin mehr Ruhe und Mäßigkeit eingestellt zu haben, wenigstens entsprachen die Leistungen an jenem Tag keineswegs den Schilderungen, die davon zu lesen sind. Man spielte beim Neuwirt in zwei Stuben auf; in der unteren ein Geiger- und ein Zitherspieler, in der oberen eine Geige und ein Kontrabaß. Die beiden Tanzböden waren sehr ärmlich ausgestattet – wenige Kerzen, in Kloben an die Wand gesteckt, verbreiteten ein höchst zweifelhaftes Licht. In diesem Halbdunkel glaubte ich gleichwohl einige schöne Umrisse jungfräulicher Gesichter zu erkennen und ich habe kaum zuviel gesehen, denn anderentags fand ich bei hellem Sonnenschein alles bestätigt, was man von der Schönheit der weiblichen Taljugend sagt. Die Balloilette der Mädchen war ziemlich sorgfältig; die Buben staken zumeist in schmutzigen Hemden und hatten der Bequemlichkeit wegen die Joppen abgelegt. Der Wirt tat sich am meisten hervor und wagte trotz seines Wänstchens die höchsten Sprünge. Der Neuwirt spielt noch so den alten Zillertaler fort; nicht ohne heimliches Lächeln seiner einheimischen Vertrauten, jedoch zum großen Vergnügen fremder Gäste, welche die nur ihnen bestimmten Schnurren für seine alltägliche Laune halten.

Anderentags auf dem Weg nach Fügen, das fast am Eingang des Tales liegt, bekam ich das Gelände von Anfang bis zum Ende zu sehen und fand, daß es sehr freundlich und mild ist, wohlbebaut und fruchtbar. Mäßig erscheinende Höhen, bis oben hinauf mit Wald bewachsen, der an vielen Stellen gelichtet ist, um den Anstiedlungen Platz zu machen, unten eine breite grüne Talflur mit schönen Dörfern, aus denen spitze Türme ragen, mittendurch der Zillerbach, der in feuchten

Erlenauen dahinströmt; aber keine Wasserfälle, keine Lahn, keine Schroffen, keine Schlösser und keine Burgruinen; nur im fernen Hintergrund als einzige, aber sehr ernste Großartigkeit ein ragendes Gletschergebirge. So ist jeder Punkt für sich sehr schön; der ganze Zug aber von Mayrhofer bis Fügen oder Schlitters sich selbst zu ähnlich, um dem Wanderer nicht etwas einförmig vorzukommen.

Fügen (1716 Fuß) ist ein großes, unregelmäßig durcheinandergestelltes Dorf von achthundert Einwohnern, mit einem stattlichen Schloß, das ehemals den Grafen Fieger gehörte. Als zweiter Ort im Zillertal hat es immerhin seine landschaftliche Bedeutung, ist auch der Sitz eines Gerichtes, doch ärgert es die Fügener, daß man den Spruch: Es gibt nur ein Fügen und ein Wien in der Welt – schon öfter gedruckt hat, und sie behaupten, ihre Eitelkeit sei nie soweit gestiegen, diese Nebeneinanderstellung im Ernst gutzuheißen. Es mag wohl damit dieselbe Bewandnis haben, wie mit dem anderen Gedächtnisvers: Stuhlfelden ist sich selber gleich, Mittersill gar ein Königreich – welchen die Pinzgauer erdichtet haben, aber nur um selbst darüber zu lachen. Berühmt ist die große Aussicht auf dem Kellerjoch, das sich über Fügen erhebt und gewöhnlich von diesem Dorf aus bestiegen wird.

Zu Fügen im Hacklturn sitzt zur Zeit Joseph Rainer, einer aus der berühmten Gesellschaft, die einst mit so ungeheurem Beifall den Zillertaler Jodler in Großbritannien erschallen ließ. Nach der Zurückkunft von seinen Kunstreisen hat er den Hacklturn, der ehemals ein adeliger Ansitz der Heiren von Hackl war, käuflich an sich gebracht und zum Gasthof eingerichtet. Es ist ein einstöckiges Gebäude mit einem niedlichen Garten, mit Lauben und einer grünen Veranda vor dem Haus. Englische Kupferstiche, Porträts, Seeschlachten, Fuchsjagden und ähnliche Vorstellungen hängen in allen Zimmern und erinnern an das Land, wo die Rainer groß geworden. Nachdem ich mich etwas in dem gastlichen Herrensitz umgesehen, ging ich die Kirche zu betrachten. An der Außenseite ist jener vielbeweinte Leichenzug dargestellt, welcher zu Hall am 11. August 1838 gehalten wurde. Es waren nämlich damals die Kompagnien des Landsturms aufgeboten worden, um bei der Huldigung, die der Kaiser Ferdinand von der gefürtesten Grafschaft einnehmen wollte, in Innsbruck zu erscheinen. Die Fügener zogen nach Hall und ihrer sechzehn junge, schöne Burschen fanden eine Unterkunft in dem Haus des Gilgenbräus, das des Nachts einstürzte und sie alle erschlug. Ihre Grabmäler stehen hier und dort auf dem Kirchhof.

Nach diesem ging ich einen stillen Pfad dem Zillerbach zu, schritt über einen schmalen Steg und stieg dann die Anhöhe hinan auf den Hartberg. Es ist dies eine mächtige Halde, vollkommen begrünt von der Wurzel an bis zum Joch, allenthalben mit Gehöften, mit Scheunen und Schoppen übersät, mit Feld, Wiese und Wald in schöner Abwechslung geziert. Hart, der Mittelpunkt, ist ein kleines, aus Kirche, Widurn und

zwei Wirtshäusern bestehendes Dörfchen, in dessen steilen Fluren der Vikar eben lustwandelte, um sich der Abendluft zu erfreuen. Ich sprach ihn an und fand einen artigen Herrn, der mir die kleinen Sehenswürdigkeiten seiner Kuratie gerne zeigte. Eine niedliche Einsiedelei, am Hang eines Tobels angelegt, mit Treppchen, Bänkchen und anderen kleinen Spielereien, ist nicht übel zu betrachten.

Abends erzählte mir Herr Joseph Rainer im Hacklturn von seinen und seiner Geschwister kleinen Anfängen und späteren Großtaten; wie er selbst, ein unbekannter Viehhändler, der viel in Mecklenburg und Preußen verkehrt, zu Leipzig eine Ankündigung gelesen, welche vier singende Tiroler Kinder verhielt, während diese doch nur vier tirolisch gekleidete Jungen verschiedener Herkunft waren; wie er sich über den Beifall, den sie trotz ihrer schlechten Kunst gefunden, entsetzt, aber seinen Geschwistern ahnungsvoll geschrieben habe, jetzt sei die Zeit gekommen, in alle Welt zu gehen und zu jodeln; sie möchten sich aufmachen und zum Schein etwas Leder und Handschuhe mitnehmen, damit man eine Ausrede habe, wenn es mißlinge; wie sie dann, fast beklommen, zu Freising an der Isar zusammengekommen und dort vor schmalem Publikum gesungen, worauf es dann immer besser gegangen, bis im Jahr des Heils 1828 der Großherzog zu Karlsruhe die Geschwister mit der Aufforderung überraschte, im Theater zu singen, damals für sie eine nie gehoffte Auszeichnung, obwohl dann bald auf ihrer zweiten Reise, welche nach England ging, die Zeit kam, wo ihnen die besten Freunde abtraten, sich im Theater hören zu lassen, damit sie nicht die Möglichkeit vernichteten, in Fashion zu kommen. Und richtig fanden sie dieses guten Rates willen selbst bei dem Hof von England leichten Eingang. Von dem Zug nach Großbritannien brachten sie 56.000 Gulden nach Hause und was sie später verdienten, war auch noch ansehnlich – der geistigen Schätze, darunter vor allem der gründlichen Kenntnis der englischen Sprache, ganz zu schweigen. So wurde der Wohlstand der Familie geschaffen, die ehemals ein hölzernes Bauernhaus oben im Dorf zu Fügen innehatte, während jetzt Joseph Rainer im Ansitz zum Hacklturn haust, Franz Rainer Wirt zur Krone, Felix ein großer Bauer in Fügen, Maria daselbst verheiratet, Anton Postmeister in Schwaz ist.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß nach den Rainern noch viele andere Sänger aus dem Zillertal auf Reisen gegangen sind. Am besten ist es später den Geschwistern Leo geglückt; auch sie erlangen sich ein beträchtliches Vermögen. Andere, die nachher kamen, fanden kältere Aufnahme und verzehrten unterwegs wieder, was sie erjodelt hatten. Die Zillertaler reden übrigens gerne von ihren weitgereisten Landsleuten und ihre Bildnisse hängen an vielen Wänden. Man sieht sie mitunter auch dargestellt, wie sie in England vor dem König sangen und bemerkt, daß sie dort manches angenommen, was sich zu ihrer heimischen Einfachheit kaum recht schicken will. Die Männer tragen da

einen breiten Hermelinbesatz an den Jacken, und das Mädchen, welches in der Mitte steht und die Gitarre spielt, erscheint gar in einem atlassenen Ballkleid mit nackten Schultern wie die Stadtdamen, statt in dem schönen, kurzen Röckchen der Jungfrauen von Fügen.

Übrigens ist Herr Rainer zum Hacklturn ein sehr aufmerksamer Wirt und jetzt seit Jahren mit einer stattlichen Frau verheiratet. Er hat drei seiner Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, das älteste zur Jungfrau erblühend, das jüngste kaum erst schulpflichtig, bereits herangeübt, um die Gesänge zu singen, die sein Glück begründet haben, und als ich abends allein beim Essen saß, begannen sie alle, der Vater als Bassist auch dabei, unter der Tür ein schönes Alpenlied, das mich sehr erfreute.

Als ich ein andermal ins Zillertal zog, ging ich von Schwarz herab und vorn herein. Es war in der Früh des achten Septembers 1844, eines Sonntags. Wir schritten unser zwei durch den Morgennebel, aus welchem Frazzberg feuchtete, am Ufer des Inns hinunter nach Margarethen, um die Wirtstöchter zu sehen, deren Schönheit zu Ehren jeder sinnige Fußwanderer gerne ein Seidel Wein trinkt. Von da kamen wir nach Rotholz und zum Schloß Thurneck und schauten an den Berg hinauf, wo sich eben aus dem Duft die alten Türme von Rottenburg losrangen – von Rottenburg, wo einst Noburga, die fromme Magd, gewalltet. Von Rotholz gingen wir nach Strass, über dem die Einstiedelei Brettfall auf einer Felsenase sitzt, warfen einen Blick hinüber auf die herrliche Ruine von Kropfsberg und erreichten Schlitters, das erste Dorf im Zillertal. Dort haben wir etwas gerastet und schuldlosen Sinnes ein schönes Mädchen bewundert, die erste der Zillertalerinnen, die mein Freund im Leben erschaute. Diese kamen von jetzt an sehr häufig vor, alle in stolzer Sonntagstracht, mit dem breitrandigen, hochspitzigen Hut, an dem die goldene Quaste prangt, mit dem initalischen Spenser, der zuweilen aus Samt, mit kurzen Röcken und weißen Strümpfen. Sie nickten freundlich grüßend und der Pilger steht gerne still, um den Gestalten nachzusehen.

In Fügen sprachen wir im Hacklturn zu und gingen dann im Dorf spazieren. Es war heute sehr viel Leben auf den Gassen, denn man erwartete drei Prinzen, die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, die in der Früh nach Zell gefahren waren und jetzt bald zurückkommen sollten. Deswegen und weil dann den Söhnen auch der Erzherzog Vater angesagt war, Triumphbogen, Inschriften und allerlei Zierat an den Häusern. Während wir nun mit den Leuten sprachen, kam ein schmucker Zillertaler des Weges, im Kriegsgewand, d. h. in der Schlachtenjoppe und dem Schützenbrustfleck, wie das heute die Aufgebotenen alle tragen, auch mit einem breiten Leibgurt, worauf in Silber das großbritannische Wappen zu sehen. Es war Ludwig Rainer, der in Amerika gewesen ist und von seinem Oheim Felix dieses Wappen ererbt hat; dem Oheim aber hatte es Georg IV. als Andenken verehrt. Wir plauderten etwas englisch zusammen, was er ganz geläufig spricht. Später beim

Einzug der jungen Erzherzoge sahen wir ihn wieder als Posaunenbläser unter der Schützenmusik.

Bald knallten nun die Böller und wir zogen hinaus zum grünen Ehrenbogen, wo die Fügener Schützenkompagnie aufgestellt war, lauter schlanke, großgewachsene Burschen. Die Schützenkompagnien des Landes sind allenthalben in ihrer Faltracht gekleidet, und zwar so, daß dabei noch manches schöne Gewandstück festgehalten wird, welches sonst außer Übung gekommen ist. Im Zillertal trägt zum Beispiel jetzt unterm Jahr kein Bursche mehr den roten, silberbordierten Brustfleck, wie er zur Schützenuniform gehört, sondern die neuere Weste, und in Meran sieht man die grünen Hüte, die beim Ausrücken erscheinen, nur noch an den höchsten Festtagen. Die Fügener führen übrigens zur Zeit grüne spitze Hüte, graue Lodenjoppen, wie sie auch im bayerischen Gebirge üblich, jenen silberumranderten Brustfleck, schwarzlederne, weißgestickte Gürtel, schwarzlederne kurze Hosen und weiße Strümpfe.

Aus den Schützenreihen wehten zwei Fahnen, eine weiß und rote und eine weiß und grüne. Auch führten sie Musik, völlige Militärmusik, mit Trompeten, Posaunen und vier Klarinetten, welche von Feiertagschülern geblasen wurden, die in der Blüte der Jugend strahlten. Neben dieser neueren Einrichtung, die man den Schullehrern verdankt, stand aber noch, als ein Denkmal vergangener Zeiten, die alte Schwegelmusik, zwei betagte Knaben von Anno neun, die noch die alten Märsche wußten, zu denen zwei junge Knaben die Trommel schlugen. Es ist zu fürchten, die Schwegler wachsen auch nicht mehr nach – sie werden nur so ehrenhalber noch mitgelassen und schämen sich fast selber ihrer frohen Wissenschaft neben den simbetörenden Fanfaren, welche die anderen Burschen zutage fördern. Es lohnt sich kaum noch, seine Nebenstunden auf die Querpfefe zu verwenden und die quickenden, einförmigen Weisen zu erlernen, die ehemals der Schrecken der Feinde waren und jetzt das Gespött der Kinder sind. Ja, mir ging ein Stich durchs Herz, als die zwei verjährten Gesellen, voll guten Willens, ihre Schwegeln an den Mund setzten und sämtliche Schüljugend wie mit einem Schlag zu kichern begann. So war's auch bald darauf zu Meran, als der Erzherzog Franz Karl gekommen war und die Partschinser und Algunder neben der Triumphsäule auf dem Sand Parade machten. Da prangten die Schützen in voller Gala und standen in zwei Reihen, mit ihren Fahnen und ihren Spielleuten, welchen der Herr v. Goldlegg die schönen Instrumente angeschafft hat. Neben allen diesen machten aber drei Männer einen absonderlichen Eindruck, drei alte, verwiterte Kriegsmusikanten, zwei Schwegler und ein Trommler. Der eine der Schwegler, so ungfähr der wichtigste von den dreien, war Anno neun auch dabei gewesen, aber der alte Held hatte seitdem wenig gute Tage erlebt und sah jetzt sehr schäbig aus. Der Trommler, der Maier von Verdigen, schlug eine französische Trommel, die er selbst erbeutet. Wenn er anhub mit seinen zitternden Händen die Schlegel zu rühren, dann

ließ er das Haupt fast bis auf das Trommelfell sinken, sodaß nur der ungeheure schwarze Hut zu sehen war, unter dem er sich lauschend versteckt hielt, gleichsam abgezogen von der Mitwelt und nur begierig, die alten vertrauten Töne in nächster Nähe einzuschlüpfen. Der Dritte stand schmächtig hinter den beiden und blies verschämt, nur stellenweise sichtbar, auf seiner Schwegel. Es war ein wehmütiges Schauspiel, wenn die rauschende Blechmusik aufgehört hatte und der hüpfende Kriegsmarsch von Anno neun begann. Dann wendete sich der schäbige Vorschwiegler aufmunternd der Trommel zu, den Fuß mit schwerem Schuh zum Taktschlag hebend und der Dritte blies in schüchternem Versteck geschäftig seine Weise. Die leichtfertige Jugend lachte zwar, wie sich die drei Musikanten so abmühten und doch nichts Rechtes zu Wege brachten, aber die Alten mag es angewandelt haben wie ein vergessener Traum von Kriegsgeschrei und Blut und Brand.

Die Offiziere der Schützenkompagnien sind größtenteils noch bewährte Männer aus den Kriegszeitern. Sie werden durch eine andere Farbe des Hutes oder durch einen Federbusch kenntlich. Manchmal sieht man sie mit ausländischen Orden geziert, die sie im Krieg erbeutet haben und zur größeren Auszeichnung anhängen. Die Befehlshaber der Fügner hatten große winkende Büsche auf den Hüten und bedenklliche Degen an der Seite, welche aussahen, als seien sie ehemals in fremden Diensten gestanden. Der Hauptmann ging an der Front auf und ab und war sehr besorgt, daß alles ordentlich ablaufe. Wir schauten seinem Walten mit Teilnahme zu. Endlich kurz vor der Ankunft der Prinzen rief er: Wenn ich Vivat schreie, so schreit es ah! Nachdem in dieser Art die kommende Begeisterung geregelt war, rollten die jungen Erzherzoge heran, stiegen aus, wurden von den Beamten empfangen und gingen samt ihren Hofherren an der Linie hinab. Die Schützen präsentierten und als der Hauptmann Vivat schrie, schrien sie ohne Zögern alle nach. Hierauf zogen sie hinter drein und unzählbares Volk mit ihnen. Vor dem Landgericht sangen die Rainer und alles, was in Fügen die Kunst des Gesanges treibt, ein prächtiges Alpenlied und darauf führen die Prinzen davon.

Von Fügen aufwärts, eine gute Stunde zu gehen, liegt das Dorf Ried. Hier ist im vorigen Jahrhundert Peter Prosch geboren worden, ein Bauernsohn, der, von Jugend auf im Ausland herumziehend, keine großen, aber viele lächerliche Begebenheiten erlebt und diese später beschrieben und herausgegeben hat. Ich wendete einmal viel Mühe daran, das Buch zu erfragen. Eine Frau, die ich auf dem Eisenhammer bei Uderns kennenlernte, wußte mir zum ersten Mal etwas davon zu sagen. Sie hatte es gelesen und nach eigenem Geständnis mehr Vergnügen daran gefunden, als an der schönsten italienischen Oper und dem feinsten Konzert. Sie wies mich an die Töchter des Peter Prosch, zwei alte Weiber, von denen ich die eine in Uderns fand – die andere war auf dem

Feld – jedoch ohne das Buch erhalten zu können; sie hatte es einer guten Freundin in Hall geliehen. In Ried erfragte ich abermals ein Haus, aber da hatte es der Rotgerber in Fügen zu lesen. Nach Fügen wollte ich nun nicht mehr zurück und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß es mir ein guter Stern vielleicht noch anderswo entgegenführen würde. Und so kam mir denn auch, was ich im Zillertal vergeblich gesucht, eines Tages zu Meran vor Augen, und zwar unter dem Titel: Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillertal – oder das wunderbare Schicksal. Geschrieben in der Zeit der Aufklärung. München 1789. – Der Held dieser Biographie erblickte das Licht der Welt im Jahre 1745 in einem Söldenhäuschen zu Ried, als das jüngste von elf lebendigen Kindern. Im neunten Jahr verlor Peter seine Mutter – der Vater war schon lange vorher gestorben – der älteste Bruder aber hatte ein böses Weib geheiratet, welches die jüngeren Geschwister bald alle aus dem Haus jagte. An einem schönen Nachmittag, erzählt die Lebensbeschreibung, um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden, wenn alle Getreidefelder leer sind und die Kühe in kleinen Herden über die Berge und Felder hinweiden, kam der Knabe auf einem einsamen Fußsteig den Berg herab. Er war barfuß, aber seine schwarzbraunen Füße hatten sich ohne Verletzung über spitzige Steine zu gehen gewöhnt. Seine Haut war durch Sonnenschein, Kälte, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Disteln und Dornen an den Wegen nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen Hemd und erbettelten Kleidern behangen. Den runden, vollwangigen, gelockten Kopf bedeckte ein zerfetzter, alter, grauer, großer Hut, durch dessen Spalten die hellbraunen Haare häufig herausguckten. An seiner Seite hing ein alter Brotsack und in der Hand trug er einen starken, haselnen Stock, um die Hunde damit abzuwehren.

Als er so den Fußsteig am Berg herabkam, sah er vor sich eine schöne Wiese und jenseits der Wiese einen Wald, aus welchem ein dicker Rauch aufstieg. Rechter Hand, einen Steinwurf von dem Weg, lag ein Rübenacker, der rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, vom Winde bewegt, das Wild zu verschrecken bestimmt waren.

Der arme Peter eilte an die Wiese und setzte sich auf den Rasen. Da er hungrig war, machte er seinen Sack auf und als er nur einen schmalen Bissen trockenen Brotes fand, gingen ihm die Augen über und die Tränen begannen zu fließen über die braunen Wangen. Seufzend sagte er zu sich selbst: O meine liebe Mutter! Nun hab' ich dich nicht mehr – du hattest immer Brot und wenn ich hungerte, gabst du mir. – Er guckte wieder in den Sack, ließ alle Brosamen zusammensiebeln und stillte seinen Hunger daran. – O liebe Mutter! weinte er wieder, da liegst du hinter der Mauer in dem Kirchhof und dein armer Peter geht nun allein in der Welt betteln, wie ein armes Kücklein, das seine Glückseligkeit verloren hat!

Indem er so vor sich hinjammerte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, aber seine Mutter hatte ihm oft gesagt, es sei nicht erlaubt zu stehlen.

Nunmehr kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Band leitete, um sie auf der Wiese neben dem Rübenfeld zu weiden. Es war ein bildschönes Mädchen, auch beiläufig zehn Jahre alt. Der Knabe machte sich auf und trat zu ihr. Mädel, sagte er, ich möchte gern ein paar Rüben essen. Gehören sie dir und deinen Leuten? – Ja; wo bist du her? – Lieber Gott, ich habe keine Heimat; ich bin ein armer Bub und heiße Petrus. – Schau, Petrus, sagte das Mädchen mitleidig, du darfst keine Rüben essen. Wenn dich hungert, will ich die Marende mit dir teilen.

Sie zog sodann ein Butterbrot aus der Tasche und reichte es dem Knaben. Aber, sagte dieser, so hast ja du nicht genug. – O, ich bin nicht hungrig und esse mich am Abend wieder satt. – Als bald nahm sie auch ein kleines Messer hervor und teilte das Butterbrot in zwei ungleiche Teile, den größeren aber gab sie ihm.

So saßen beide beisammen und aßen vergnügt. Während ihrer kindlichen Gespräche begannen es Abend und kühl zu werden. Peterl, sagte sie, wo wirst du diese Nacht schlafen? – Darf ich denn nicht mit dir ins Dorf gehen? – Ach nein, wir haben einen bösen Überreiter, der jagt dich fort. Aber siehst du den dicken Rauch dort oben am Berg aufsteigen? Dort ist ein Kohlenbrenner, gar ein guter Mann. Der nimmt alle armen Leute in seine Hütte, wenn sie der Überreiter fortjagt; da geh du hin. Nun faßte ihn das Mädchen um den Hals, küßte ihn und ging mit ihrer Ziege gegen das Dorf. Er aber wanderte fort und dem Kohlenbrenner zu.

Als er durch das Laub daherrauschte und auf diesen zukam, fragte er: ob er ihn die Nacht beherbergen wolle. Der Kohlenbrenner erkundigte sich zuerst um seine Herkunft und versprach ihm dann, was er begehrte. Er führte ihn in seine Hütte, gab ihm zu essen und zu trinken und machte ihm ein Lager zurecht, in welchem Peter sehr gut schlief. Am anderen Tag bedankte sich der Knabe, beschloß den Bettel aufzugeben und sich nach einem Hirtendienst umzusehen. Als er nun Abschied nahm, sprach aber der Kohlenbrenner: Ei, Peterl! Ich kenne sovielen, die ihr Brot mit einer Handelschaft außer Landes suchen; probier' es auch! Wer weiß, ob du nicht dein Glück finden kannst. – Wie sollt' ich es denn machen? Ich habe kein Geld und wer wird mir etwas geben? – Ich will dir Bürge sein, sagte der Kohlenbrenner. Auf seine Worte ging der Knabe sofort zu Bartlmä Hauser, einem Öl- und Thierfabrikanten. Dieser borgte ihm um drei Gulden neun Kreuzer solche Waren.

Mit diesen zog also Peter Prosch in seinem zehnten Jahr außer Landes, erlang aber weniger durch seine Handelschaft, als durch schmeichelnde Bitten bei den Bäuerinnen in der Küche, und kam ins Schwabenland, bis nach Dischingen. Dort hörte der Fürst Taxis, der da sein Schloß hatte, auf der Jagd von dem kleinen weithosigen Tiroler und verlangte ihn zu sehen. Darauf ließ er ihn waschen, in Läuferkleider

stecken und nahm ihn unter sein Hofgesinde. Peterl lernte dem Fürsten und der Fürstin den Rock küssen und bekam viele Teller voll Konfekt. Der Läufer Augustin hatte ihn in der Lehre und noch drei andere Jungen mit ihm. Sie liefen alle Tage zur Übung vier Stunden weit spazieren nach Dillingen. Peterl war der begabteste unter den Zöglingen, lief am schnellsten und bekam daher am wenigsten Schläge. Aber in all dieser Herrlichkeit am Hof befahl ihn doch das Heimweh und eines schönen Morgens ging er auf die Flucht. Ein schwarzer Reiter auf einem weißen Roß holte ihn gleichwohl wieder ein und brachte ihn an den Hof zurück.

Im Herbst zog der Fürst nach Regensburg und Peter sah nun auch diese berühmte Stadt. Der fürstliche Rat Kirchmayr hatte eine besondere Neigung zu dem Knaben gefaßt und die Frau Rätin suchte ihm etwas Bildung beizubringen. Statt: Hoi, was willst? sollte er nunmehr sagen: Was schafften Euer Gnaden? Dies war aber noch zu schwer für sein zartes Alter und als er einmal beim schwarzen Elefanten Salzburger Führerleute erfragt hatte, ging er mit diesen davon und kam wohlbehalten nach Hause, wo ihn nicht ein Bissen zu essen erwartete.

Tausenderlei Gedanken von großen Herren, von Gnaden und Glücksgütern hatte er von der Reise mitgebracht und nun trat dazu auf heimischem Boden das Bild der guten Kaiserin Maria Theresia, von welcher seine Landsleute soviel erzählten. Und siehe da! Als er eines Abends schlafen gegangen, träumte ihm ganz natürlich, er sei bei der guten Kaiserin mit dem Hut unterm Arm, welchen sie ihm voll Geld geschenkt, und sie lasse ihm in seinem Dorf eine Wohnung und eine Branntweinhütte bauen. Von da an kein anderer Gedanke mehr, als Maria Theresia, Hut voll Geld, Branntweinhütte, Haus bauen. Und nach verschiedenen Begebenheiten und mehreren Wochen stand Peter im Audienzsaal zu Schönbrunn. Maria Theresia kommt herein, der Knabe läuft ihr entgegen, purzelt auf dem glatten Boden rücklings hin, rafft sich wieder auf, kniet nieder und erzählt der Kaiserin, die sich vor Lachen kaum halten konnte, seinen Traum. Dieser ging nun nach seinem ganzen Inhalt in Erfüllung und der junge Tiroler kehrte reich beschenkt in seine Heimat zurück. Es war an einem Sonntag und im nächsten Wirtshaus spielten Musikanten auf. Dahin ging nun Peter zum Tanz unter die Leute, die schon gehört hatten, wie glücklich er gewesen. Er war dreizehn Jahre alt und wurde als ein Wundermensch angesehen, weil noch niemand aus dem Dorf nach Wien gekommen war. Buben und Dirnen begrüßten den Freund ihrer Jugend und schüttelten ihm die Hände. Unter andern war ein hübsches Mädchen da, in seinem Alter, welches ihm die Hand gab und die seinige drückte und sagte: Gehest du nicht einmal mit mir tanzen? O ja, sprach Peter und fing mit ihr den Reigen an. Unterm Tanz aber flüsterte ihm das Mädchen ins Ohr: Peterl, magst du keine Rüben und Butterbrot mehr essen? Es war nämlich dasselbe Dirnchen, das einst neben dem Rübenacker auf der

Wiese mit der Ziege erschien, als der andere mit seinem Brotsack von dem Berg heruntergekommen war. Sie blieben nun beisammen und gingen nach dem Tanz miteinander. Unterwegs umarmten sie sich öfters in unschuldiger Zärtlichkeit und versprachen einander zu lieben und zu heiraten. Als Peter sein Häuschen ausgebaut und das sechzehnte Jahr erreicht hatte, hielt er Hochzeit mit dem Mädchen, welches auch keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, wie er. Sie waren zusammen einunddreißig Jahre, sieben Monate und fünf Tage alt.

Soweit diese Dorfgeschichte, in der man übrigens ersieht, daß der Text gewiß nicht vom Erzähler selbst, sondern höchstwahrscheinlich von einem der damaligen Schöngelster zu München redigiert ist. Was weiter folgt, ist als Beitrag zur Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Wert. Es enthält manch anmutiges Detail aus dem Leben der kleinen Höfe in Bayern, in Franken und am Rhein sowie des großen Kaiserhofs zu Wien. Peter Prosch setzte nämlich seine Züge fort – er rühmt sich, der erste Handschuhhändler zu sein, der aus dem Zillertal nach Deutschland gekommen – und machte sich durch seine heitere Laune überall sehr beliebt; insbesondere taten der Fürstbischof von Würzburg und der Markgraf von Anspach ungemein vertraulich mit ihm. Allenthalben fand er adelige Gönner und Gönnerinnen, die er Vater und Mutter nennen mußte. Vom Kurfürsten Maximilian III. von Bayern erhielt er eine Ehrenmedaille, die er als einen Orden trug konnte, und ein Dekret, wodurch ihm ein jährlicher Gnadengehalt von sechstausendneuhundertzwölf - Pfennigen zugesichert wurde. Infolge dessen glaubte er sich berechtigt, nach dem Tod seiner Frau auf den Titel eines „kurbayerischen verwitweten Hoftirolers“ Anspruch zu machen. Die meiste Ausbeute für fürstlichen Spaß und kavalierrmäßige Ungezogenheit gab sein furchtsames Naturell. Er duzte zwar die Kaiser, die Kurfürsten, Fürstbischöfe und Markgrafen und hunzte sie, wenn's der Augenblick zu fordern schien, auf gut tirolisch aus, aber es scheint, als habe ihm selbst bei diesen Naivitäten, die mit unauslöschlichem Gelächter hingenommen wurden, das Herz im Leib gezittert. Es kam auch vor, daß ihn seine Gönner durch einen als Bären verummten Hofbedienten zur Nachtzeit aus dem Bett und splitternackt über den Hof sprengten, oder daß man ihn auf ein tückisches Pferd band und halbtot vor Angst wieder herunternahm, oder daß man etliche Grenadiere auf ihn zumarschieren, ihn als Rekruten aufpacken und dann den tödlich Erschrockenen wieder frei ließ. Einmal mußte er auf des Prinzen Maximilian von Zweibrücken, des späteren Königs von Bayern, Veranstaltung zu Straßburg in das Schiffelein eines aufsteigenden Luftballons sitzen, was ihm auch ungemeine Beschwer verursachte, vieler anderen Neckereien nicht zu gedenken. Er selbst beruhigte sich zuletzt über alles, wenn es nur den Herren Spaß gemacht hatte. Auch klebte er mit treuer Anhänglichkeit an all den Potentaten, die sich an seinen Ängsten zu ergötzen liebten und ihm deren Gedächtnis durch zahlreiche Krem-

nitzer Dukaten zu veräußern wußten. Bei ihren Geburts- und Namenstagen unterließ er nicht einen gereimten Glückwunsch anzubringen, deren mehrere in dem Buch abgedruckt sind. Soviel von Peter Prosch, der im Jahr 1804 gestorben ist. In Ried steht noch das Haus, wo der Ehrsame, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, seine Tage als Wirt beschloß.

Der oben erwähnte Handel mit Theriak und Ölen, der früher viele „Mithridatträger“ beschäftigte, ist zum Besten der Mitwelt schon im vorigen Jahrhundert verboten worden. Er ernährte in seiner Blütezeit bei vierhundert Mannsbilder und zur Erzielung der Ware wurden im Zillertal eine beträchtliche Anzahl bäuerlicher Laboratorien unterhalten. Die Landleute zogen in ihren Gärten Rosmarin und Lavendel; Salbei, Wächolder, Tannzapfen, Kienholz und derartige Stoffe boten die Wälder und die Felder. Im benachbarten Achenal fand sich ein Gestein, aus dem sie Steinöl gewannen, welches man in Viehkrankheiten als wohltätige Arznei befand. Die Welschtiroler trugen lebendige Skorpione herzu und die Zillertaler erquetschten daraus das für den Hundsbiß gerühmte Skorpionenöl. So waren alle drei Reiche der Natur ihrer Ölindustrie dienstbar geworden.

Nachdem wir damals in Fügen die Erzherzoge gesehen, fuhren wir mit dem Stellwagen gegen Zell hinauf und hielten zu Kaltenbach, einem kleinen Weiler nächst Ried. Als wir ausstiegen, stand mit offenen Armen ein bejahrter Bauer an dem Schlag und empfing uns mit dem heitersten Gesicht, wie seine Gastfreunde von Jahrhundert her. O du mein lieber fremder Herr, sagte er zu mir, grüß di Gott vieltausendmal und wie schian is des, daß du auch ins Zillertal hast eini mögen. – Dar- auf wandte er sich einem anderen zu, den er schon früher kennengelernt, und bewillkommte auch diesen: O du mein lieber Freund von Schwaz, wie freut's mi, daß i di wieder a mal sehen tua und was macht der alte gute Herr Vater? Und endlich redete er uns alle zusammen an, wie wir ausgestiegen waren: O es lieben freundlichen Herren! bekennt und unbekannt, grüß enk Gott vieltausendmal im Zillertal. I moan, i soll enk alle kennen. – Die Fremden sahen sich sämtlich verwundert an, worauf denn jener Mitreisende aus Schwaz das Wort ergriff und sagte: Ja, meine Herren, das ist der Nußbaumseppel, ein besonders guter und freundlicher Mann und es ist so seine Art.

Mir trat das Konterfei vor die Seele, welches neben dem Titelblatt von Peter Proschs Leben zu finden ist, und ich meinte, im Nußbaumseppel zu Kaltenbach bei Ried das Abbild jener gutmütigen Züge zu sehen, die einst dem verwitweten bayerischen Hoftiroler angehört; freilich eine etwas älterer Erscheinung, denn der Nußbaumseppel ist ein Sechziger und hat schöne weiße Haare, die angenehm um das rötliche Gesicht spielen, welches auf einem weidlichen Kropfhals sitzt. Auch der süße, singende Ton der Stimme, dachte ich mir, wird derselbe sein, wie ihn der erste Handschuhhändler von Tirol benützte, um sich im Ausland seine



Bahnen zu brechen und bei Herren und Damen sein Glück zu machen; nur das Herz muß bei seinem zeitgenössischen Doppelgänger viel mutiger sein, sonst hätte er sich nicht solcher Ehren zu erfreuen, wie sie ihm laut des Folgenden noch heutzutage zuteil werden.

Der Nußbaumseppel gesellte sich nun zu uns – es war Sonntag und ihm nicht zu verargen, wenn er nebst seiner Cattin im Wirtshaus saß – und erzählte, daß er mit dem rechten Namen Josef Höllwart heiße und überm Bach drüben Haus und Hof besitze, früher aber in der bayerischen Armee gedient und eine sonderliche Verehrung für seine ehemaligen Landsleute geschöpft habe. Mich hielt der heitere Tischgenosse zuerst für einen Mecklenburger, und zwar der Mundart wegen, was nicht auffallen darf, da die Zillertaler zur selben Zeit auch einen schwäbischen Maler von Konstanz für einen Mecklenburger nahmen. Als ich nun meinen neuen Freund nicht ohne Mühe überzeugt hatte, daß ich die angemutete Landsmannschaft ablehnen müsse, ließ er mir keinen Frieden, bis ich ihm sagte, wo ich wirklich geboren, und dies ist zu Aicha in Oberbayern. Darauf zeigte er, daß er in diesem Städtchen sich ausgedehnte Bekanntschaften erworben und mit Beamten und Bürgersleuten als wandernder Händler viel Verkehr gehabt habe – mich aber hieß er von jetzt an den Herrn Assessor von Aicha, womit mir unwürdigem nur zuviel Ehre widerfuhr. Nummehr hob er an von der Schlacht bei Hanau und der Belagerung von Hünningen und anderen Kriegstaten zu erzählen, und von seinem Leben als bayerischer Chevauleger in Frankreich. Und dann begann er fast in rührender Weise seine Dankbarkeit zu äußern gegen den General Hugenpoet, seinen Obersten, und gegen den General Von der Mark, seinen ehemaligen Rittmeister, den er lieber habe, als alles auf der Welt, mit Ausnahme seines Weibes, der ihm des Jahres einmal und dem er des Jahres zweimal schreibe, weil der Mindere doch immer mehr zu tun habe, als der Höhere und der aus ihm, einem lebensunkundigen, rohen Burschen einen so tüchtigen Mann gemacht. Ja, mein lieber Herr Assessor! sagte er, die Behandlung macht alles, gar alles! Und mit seiner Behandlung hat mich mein lieber Herr Rittmeister zu dem gemacht, was ich jetzt bin. – Dann brachte er ein munteres Hoch aus auf seine ehemaligen Vorgesetzten und auf die bayerische Armee in der Kriegszeit. Ich muß gestehen, daß mir bei soviel Ähnlichkeit im Wesen auch die Kremmitzer Dukaten einfielen, die weiland der Hoffiroler für seine süßen Sprüche zu erhalten gewohnt war, aber ich hatte mich dieses Verdachtes nur zu schämen, denn der Nußbaumseppel will sich nichts verkleben mit seinen Reden. Auch erfuhr ich gleich hernach, daß er ein wohlstehender, seiner Ehrlichkeit wegen geachteter Mann sei, dem die Nachbarn nichts zur Last legen, als daß er etwas gerne plaudere. Bei der Abfahrt begleitete er seine lieben, fremden Herrn, den lieben Freund von Schwaz und den lieben Herrn Assessor von Aicha wieder an den Schlag, schüttelte uns herzlich die Hand und lud uns alle ein, anderen-

tags zu ihm auf seinen Hof zu kommen und seine Butter und den guten Kirschbranntwein, den er habe, zu versuchen.

Die sonntägliche Stellwagensellschaft wurde durch diese Begegnung sehr heiter gestimmt und die Zillertaler, die dabei waren, erzählten nun allerlei Geschichten. Ein mitfahrender Bauer, einer von den jungen, klagte sehr bitter, daß die alte Fröhlichkeit im Zillertal so unbarmerzig ausgerottet werde. Der Bub meinte, daß das Raufen abgekommen, sei nicht schade, aber daß man auch Singen und Tanzen verbiete, das sei zuviel. Jedemoch gehe es noch immer nicht recht mit der Traurigkeit; im Zillertal meinte er, sei keine Lustbarkeit eine Sünde, denn man müsse alles wieder hinausarbeiten. Auch seien die Mädchen zu schön und zu gut und hätten die Buben zu lieb, als daß man zwischen beiden ewige Feindschaft stiften könnte. Eine große Au, an der wir vorüberfahren, gab ihm Anlaß, ein früheres Volksfest in Erinnerung zu bringen. Ehemals wurde da nämlich alle Jahre ein Widerstoßen abgehalten zwischen den Fügernern und den Zellern. Beide Gemeinden zogen dazu einen Widder heran und jene, deren Kämpfe den Sieg errungen, hatte auch das Recht, das besiegte Tier an sich zu nehmen. Der Bursche meinte indessen, man habe sich nicht so sehr auf das Widerstoßen gefreut, als auf das Plaisir, welches gewöhnlich darauf folgte. Wenn es nämlich die Widder nicht ausmachen konnten und der Sieg, was oft der Fall war, unentschieden blieb, so machte es die männliche Jugend aus und es kam dann auf der grünen Au zu einem schlachtenartigen Kampf. Dabei trugen die Dirnen Steine zu, harangierten die Kämpfer, brachten die Verwundeten aus dem Gefecht und schmeichelten den Kühnen und Tapferen. Dabei wurden aber auch Augen ausgedrückt, Ohren abgebissen und noch gräßlichere Dinge verübt. Ein paar Leichen auf dem Feld war nichts Ungewöhnliches. Das letztemal als die alte Sitte noch zum alten Unfug führte, blieb es unentschieden, wer die Sieger gewesen. Der Bursche behauptete, die Fügerner hätten davongetragen, aber kaum hatte er's gesagt, als sich der Kutscher vom Kabriolett herein ins Gespräch mischte und sehr gereizt dem anderen zurief: „Ist nicht wahr, die Zeller.“ Die beiden Jungen fuhren hitzig gegeneinander; der ehemalige Großkampf der Nachbargemeinden schien sich im Kleinen erneuern zu wollen, und wenn der Stellwagen überhaupt für pugilistische Künste eine bequemere Arena wäre, so hätten wir leicht etwas erleben können. So aber gelang es uns durch beruhigende Worte die Gemüter wieder zu beschwichtigen und der Fügerner gab am Ende sogar zu, daß dem Vorkämpfer der Zeller, der die Gegener zuletzt zum Einzelkampf herausgefordert, allerdings keiner mehr gestanden sei.

Also wieder in Zell, wo am neunten September 1844 der Erzherzog Franz Karl vom Pinzgau her seinen Einzug halten sollte. Im Dorf war den Tag über große Bewegung; es sammelten sich die Schützen und die Zuschauer, und der Bräuwirt hatte alles aufgeboten, um die Stirnseite

seines Gasthofes, den der hohe Reisende zur Nachtherberge ausersehen hatte, recht festlich herzurichten. Wir gingen einstweilen, da noch einige Stunden übrig waren, zur kleinen Goldhütte am Hainzenberg hinaus und besahen uns die Werke. Zur Ansicht für den Erzherzog hatte man eine Goldrose in Bereitschaft, einen runden krausen Fladen des edelsten Metalles. Die Gruben, aus denen die Erze kommen, liegen gleich zur Seite.

Allmählich war es Abend geworden und als endlich die Nacht sich auf das Tal gelegt, da krachten die Böller von der Höhe des Hainzenberges und ringsum erglommen die Bergfeuer, die kunstlosen, welche die Hirten zusammetragen, und ein anderes mit Scharfsinn angelegtes, das den erzherzoglichen Namensbuchstaben und eine Krone darüber darstellte. Zugleich erschien an der Halde des Hainzenberges eine lange Reihe von Lichtern, die abwärts stiegen. Sie bezeichneten den Gang der Erwarteten. Nun setzten sich die Zeller in Bewegung und zogen hinaus und empfingen den Erzherzog. Böllerknallen, Hörnerklang, Trommelwirbel, Vivatruf scholl begeistert ineinander. Dann zog man mit fröhlichem Lärm wieder in das Dorf. Die Schützen bildeten ein Spalier vor dem Bräuwirtshaus, der Erzherzog und sein Gefolge ging mit freundlichen Grüßen hindurch. Die Wirtsleute riefen ein herzliches Willkommen, der kaiserliche Herr trat ein und das anhängliche Volk drängte nach, soviel es vermochte. Bei den Vorbereitungen für das Fest hatte man auch der Alpenlieder nicht vergessen und die Leo, drei Sänger und eine Sängerin, warteten oben im schönsten Putz, um den Erzherzog durch ihre Jodler zu vergnügen. Dieses gelang auch sehr gut und der hohe Gast sprach ihnen, nachdem der Gesang zu Ende war, in freundlichster Weise seinen Dank aus, gab ihnen auch Gelegenheit, einiges von ihren Reisen zu erzählen. Bald darauf zog er sich in seine Gemächer zurück und wir anderen sammelten uns in den unteren Stuben. Es war ein schöner Zug des edlen Reisenden, daß er uns so lustig sein ließ, als wir wollten, obgleich das Jauchzen und das Jodeln manchmal wohl sehr störend in sein Gemach hinaufhallen mochte.

Wir suchten in die Nähe der Leonen zu kommen, da wir gehört hatten, sie würden unten noch etwas singen. Ich erhielt einen Platz neben dem Schullehrer, einem munteren Herrn, der heute die Joppe trug als Vorsteher der Schützenmusik, zu welcher auch Ferdinand Mariacher, der Organist aus Tux gekommen war. Nach einiger Erquickung begannen die Sänger ihre schönen Lieder, womit sie bei allen Hörern große Ehre einlegten. Die Geschwister Leo haben freilich als Epigonen nicht jene Berühmtheit erlangt, die den bahnbrechenden Rainern zufiel, sind aber doch auch weit herumgekommen in der Welt. Sie sprechen zwar nicht englisch, aber dänisch und schwedisch. In Skandinavien hat es ihnen von allen anderen Ländern am besten gefallen; in Dänemark und Schweden, behaupten sie, die menschenfreundlichsten Leute gefunden zu haben; aber in Belgien unter den Wallonen sei ihnen viel unange-

nehmes begegnet und sie hätten manches zu erleiden gehabt von dem Eigennutz und der Geldgier dieses Volkes.

Anderentags endeten die Festlichkeiten mit einer Heerschau der Zeller Schützen, welche auf dem Platz vor dem Bräuwirtshaus aufmarschiert waren. Darauf fuhr der Erzherzog mit seinem kleinen Gefolge davon und unser Zell kehrte wieder zur alltäglichen Ordnung zurück.

Ein Spaziergang in den ebenen Fluren dieses Dorfes ist zumal an einem Sonn- oder Feiertag eine angenehme Unterhaltung. Die Einwohner der zerstreuten Höfe sitzen dann auf ihren Sommerbänken vor den Türen und plaudern – aus dem Stübchen tönt oft Zitherklang – im nächsten Haus wird gesungen, vom Berg herab erschallt das Jauchzen fröhlicher Buben. Da die Zillertaler gar nicht schüchtern, sondern eher etwas dreist sind, so ist gut mit ihnen reden; man gerät leicht ins Gespräch, das sich in heiterem Scherz fortspinn und endet. Als ich eines Tages nach einer solchen Wanderung wieder dem Flecken zuzug, saß vor einem kleinen Haus ein Mädchen, das mich grüßend ansprach. Während wir redeten, kamen mehrere Buben des Weges, welche sich mit Freundlichkeit meinen Tabaksbeutel ausbaten, um ihre Pfeifen zu stopfen. Endlich erschien noch ein Mädchen, ein schönes Wesen, und nun meinten die Jungen, wäre etwa ein Gesang zu versuchen. Man unterließ nicht zu fragen, wiewiel ich dafür hergeben würde, und so machte ich mich anheischig, eine Halbe Wein zu setzen. Nachdem diese Vorfrage erledigt war, sangen sie also, die beiden Mädchen und ein junger Bergknappe, nicht ohne Kunstfertigkeit. Zuerst stimmten sie das schöne Lied an: Es wohnt ein Müller an jenem Teich – dessen Fortsetzung ich mir aber aus Schamhaftigkeit verbat. Dann fielen sie auf die Romanze vom schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen, den eine schneeweiße Markgräfin liebt, ein Lied, das zwar mit dem Augenmaß der Schicklichkeit betrachtet auch nicht ganz tadelfrei, aber sonst sehr lobenswert ist. Es erfreut sich einer weiten Verbreitung in Tirol, denn die Bauern um Meran kennen es ebensowohl, als die Bergknappen am Hainzenberg. Auch in des Knaben Wunderhorn ist dasselbe aufgenommen, doch erscheint dort ein Zimmergesell statt des schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen.

Nach diesem wurden noch einige andere Gesänge vorgetragen, zumeist erotischen Inhalts, mitunter auch ziemlich schlüpfrig, was aber kaum geahnt zu werden schien, denn die Mädchen sangen sie so unbefangen heraus, wie eine tugendhafte Gnome, während mir nichts überblieb, als den Hut tiefer ins Gesicht zu drücken, wie das Maidele in Tux. Nachdem es der Lieder genug waren, fingen die Dirnen miteinander zu tanzen an, wozu der Bergknappe begleitende Schnaderhüpfel sang, und nach diesem ging ich mit leerem Tabaksbeutel, den die Jungen ausgeraucht, wieder nach Zell zurück.

Die Zillertaler sangen übrigens schon lange Zeit, ehe Joseph Rainer zu Leipzig auf den Gedanken verfiel, ihre Alpenlieder in die große Welt

zu tragen. Diese unermeßliche Erweiterung des Publikums blieb aber nicht ohne Rückwirkung auf den Gesang selbst. Zu der Zeit nämlich, als die Geschwister Rainer auf Reisen gingen, war der Schnaderhaggen fast die einzige Form, in welcher sich die Volkspoese erging. Jetzt aber fand man, daß im jodelnden Kunstgesang der vierzeilige Satz nicht ausreichte – er war schlechterdings zu kurz und die Verbindung unzusammenhängender Strophen schien aus ästhetischen Gründen nicht zu rechtfertigen. Man bemühte sich nun längere Lieder zu finden, von der Art, daß sich am Schluß jedes „Gesatzels“ ein Jodler anhängen ließ. So sind eine Anzahl Lieder in den Bereich des Alpengesanges gezogen worden, die ursprünglich kaum dafür berechnet waren oder die von studierten Volksfreunden verfaßt wurden. Hie und da versuchte auch ein Äpler seine Gefühle in längeren Gedichten auszuhäuchen und den Landsleuten zu brauchbaren Texten zu verhelfen, wie wir das von dem Schullehrer zu Finkenbergr wissen. So ergibt sich denn, daß das meiste was jetzt im Ausland gesungen wird, eigens für diesen Zweck gemacht worden ist. Das alte, einheimische Volkslied von der Bürgal, welches im zweiten Band des Sammlers mitgeteilt ist, dasselbe welches sich Lewald angeblich wieder von Maria, der schönen Tuxerin, vorsingen ließ, ist schon längst vergessen.

Über die Schnaderhüpfel oder Schnaderhaggen, die man hierzulande schlechtweg Liedeln oder G'sangeln nennt, enthält derselbe Band des tirolischen Sammlers (1807) einen gutgeschriebenen Aufsatz, dessen ausgiebige Benützung wir uns wenig zu Gewissen nehmen, weil der Verfasser J. Strolz noch ein anderes Zillertal vor Augen hatte, als wir es kennen. Er erzählt uns wie diese G'sangeln zuorderst beim öffentlichen Tanz erklangen, und um dies recht aufzufassen, müssen wir uns in eine große Wirtsstube denken, an einem Kirchtag oder bei einer Hochzeit, wo alles wimmelt von starken Buben und blühenden Mädchen, wo die Tische voll Gläser sind und die Köpfe voll Wein. In einer Ecke steht eine große Kornkiste und auf dieser bemerken wir im Geiste eine Zither, Hackbrett, Schwegel, ein paar Geigen, den großen Baß, Maultrommel usw. samt den dazu gehörigen Spielleuten, was alles zusammen die Spielleuttrube genannt wird. Wenn's nun von neuem angehen soll, so tritt einer der Tänzer mit seinem Mädchen zur Spielleuttrube vor und wirft dieser sein schönes Silber zu, bald mehr bald weniger, je nach Stand und Vermögen oder auch nach Eitelkeit und Ehrgeiz. Dies heißt einen Tanz anfrümen und im Unterinntal wurden dazumal für einen einzigen Ländler oft mehrere Krontaler auf die Truhe geworfen. Dafür durfte nun jenes Paar für sich allein tanzen, und die anderen mußten zusehen, bis der angefrümete Ländler vorüber war. Wer sich indessen nicht soviel herausnahm, sondern sein Vergnügen still und anspruchslos mit den anderen genoß, der zahlte einen Groschen für den Tag und nochmal einen nach dem Ave-Maria-Läuten. Aus einer schätzbaren Notiz bei Peter Prosch ist zu entnehmen, daß man zu sei-

ner Zeit, wenn man sich sehen lassen wollte, vier Kreuzer gab. Nachdem also ausgezahlt war, stimmte der Tänzer in einer selbstgewählten Melodie sein Schnaderhüpfel an, und die Musik fiel alsogleich begleitend ein – woraus sich denn deutlich ergibt, daß das Schnaderhüpfel der bajuwarische Vertreter der romanischen Ballade ist.

„Eine andere Gelegenheit, die erwählten Liedchen zu singen, bietet den Buben das Gasselgehen oder Antensterln, dasselbe, was man im Bregenzerwald die Stubet nennt. Wenn nämlich der teure Junge von einem solchen Liebesabenteurer zurückkehrt, stimmt er auf dem Heimweg sein Gasselied an und begleitet es mit einem lauchzen, wovon die Gebirge widerhallen. Vor dem Besuch hütet er sich gerne seine Gefühle laut werden zu lassen, besonders auf dem Gang in entferntere Orte, da die Bursch (so heißt die Gesamtheit des ledigen Mannsvolkes einer Gemeinde) mit eifersüchtigen Augen die Schönen ihres Dorfes bewacht, er also Gefahr läuft, im Fall der Entdeckung von derselben geästet, gescheitert oder gewasent, d. i. mit Baumästen, Scheitern oder Wasen (Rasenstücken) beworfen zu werden.“

„Alte Mütterchen haben schon lange durch schreckbare Spukgeschichten, die Geistlichen durch Kanzelreden, die Beamten durch Arrest- und Geldstrafen dem Gasselgehen entgegenzuwirken gesucht, aber umsonst. Von letztem zumal wurde mancher, der anfangs als Eiferer auftrat, durch unangenehme Erfahrungen dahin gebracht, die Sache bald leichter zu nehmen. Noch jetzt ist die Sitte nicht abgekommen.“

„Der dritte Ort, diese Gedichte zu singen und sie zu verfassen, sind die Almten. Von aller Gesellschaft durch mehrere Monde getrennt, suchen natürlich die einzelnen Viehhirten ihre Nebenstunden so gut als möglich zu verkürzen. Sie verfertigen aus Föhren- oder Kieferholz eine Menge jener Späne, deren man sich auf dem Land statt der Kerzen bedient, oder sie flechten aus Latschen- oder Zundelstauden eine Art Holzschuhe, Knospen, für Stall- und Bergleute überhaupt ein notwendiges Bedürfnis. Viele wissen auch allerlei Hausgerät, Löffel, Teller, Milchgefäße zu schnitzen. Unter diesen Handarbeiten finden sie nun Muße genug, sich ihrer daheim gelassenen Mädchen zu erinnern und auf sie oder auch auf ihre Nebenbuhler mancherlei Liebes- und Spottgedicht zu verfassen. In jeder Alpenhütte findet sich überdies eine Maultrommel, eine Waldflöte, eine Schwegel, eine Zither und dergleichen, sodaß diese Semmen auch Gelegenheit haben, eine passende Arie auszusinnen und sich in mannigfaltiger Begleitung zu üben.“

„Auch auf dem Feld, bei den beschwerlichen Bergmahden und bei häuslichen Beschäftigungen werden diese Liedchen, meistens von Mädchen gesungen; sie dienen ihnen zur Ermunterung und lassen sie wenigstens auf eine Zeit die Schwüle des Tages vergessen.“

Die Schnaderhüpfel sind der überwiegenden Mehrzahl nach erotisch oder satirisch; Liebesfreude oder Spott ist der Hauptinhalt; erstere oft sehr zart, oft sehr unzart gemalt, letztere immer treffend und witzig. Es

geht über alles her, was im Weg liegt, über die Fehler der Buben, wie über die Schwächen der Mädchen – über diese freilich lieber, als über jene – über den Nachbar, über die Gemeinde, über die Nachbargemeinde und über das ganze Tal. Es begibt sich keine alberne Geschichte, die nicht ihre Reime erhielte. Das elegische Element, wie es in den slawischen Volksliedern lebt, tritt nur sehr selten hervor; das historische gar nie; ein heroisches nur im skoptischen Trutzlied, das den Gegner zum Raufen fordern soll. Die Melodien, nach denen sie zu singen sind, lassen sich nach Dutzenden zählen, die Schnaderhüpfel selbst nach Hunderten und Tausenden. Viele haben nur ein ephemeres Dasein; viele leben länger, verschwinden aber auch, wenn ihre Zeit um ist – andere sind nur in bestimmten Dorfschaften bekannt, andere gehen durch Steiermark, Pinzgau, Zillertal, Inntal, durchs bayerische Gebirge und widerhallen im Schwarzwald wie im Böhmerwald. Es sind lauter Anonyma, man weiß auch von den beliebtesten nicht, wer sie gedichtet hat, und selbst die Frage darnach würde lächerlich scheinen. (Mehreres über Schnaderhüpfel ist zu lesen in meinen „Wanderungen im bayerischen Gebirge“. Zweite Auflage, München 1864, S. 160 und ff.)

Aus den Anmerkungen, welche J. Stolz seiner Sammlung beigefügt hat, wollen wir doch noch einigs herausheben, was den Leser allenfalls anziehen könnte, wenn auch vieles davon Antiquität ist. Zu dem bekannten G'sangel:

A Büchsel zun Schießn  
Und an Stoßring zun Schlagn  
Und a Dienal zun Liebn  
Muß a frische Bua habn!

Zu diesem auch von Immermann aufgenommenen Liedchen, welches schon 1807 gewiß nicht mehr ganz neu war, aber doch noch immer gehört wird, sagt der Verfasser folgendes:

„Stoßringe oder Schlagringe sind die gewöhnlichen Waffen der Raufner, dienen aber auch dem ländlichen Mannsvolke zur Zierde. Sie bestehen aus eisernen, messingnen oder silbernen Reifen mit einem großen darauf gelötheten Knopfe von gleichem Metall. Geprüfte Robler bedienen sich dieser Ringe höchst selten, da ihnen die geballte Faust die nämlichen Dienste leistet. – Dieses Liedchen gibt übrigens die Hauptzüge des Volkscharakters im Unterinntale sehr deutlich zu erkennen. Ein leidenschaftlicher und gleichsam angeborener Hang zur Jagd und zum Scheibenschießen ist zwar dem größten Theile der Tiroler gemein, indessen räumt man doch dem Unterinntale allgernein, die meisten guten Schützen zu zählen. An jedem Sonn- oder Feiertage üben sich die jungen Leute den Sommer und Herbst hindurch sehr emsig in dieser Kunst und bringen es darin zu einer ungläublich

hohen Fertigkeit. Eben so groß, als der Hang zur Jagd, ist die Rauflust der Tiroler, oder die Sitte, sich bei Beleidigungen durch einen Faustkampf auf dem Platze Genugthuung zu verschaffen. Diese Kämpfe vertreten gleichsam die Stelle der alten Ordalien und haben, wenn sie im Angesicht des versammelten Volkes geschehen, ihre eigenen Regeln und Gesetze. Werden diese von einem der Kämpfer durch Beißen, Kneipen, Augenstechen und derglei verbotene Kunstgriffe übertreten, so werfen sich alsbald einige aus der Versammlung zu Kampfrichtern auf und stehen dem Übervorthellen bei. Solche unzulässige Hilfsmittel anwenden, heißt mit dem Kunstausdrucke schelmen. Jedes Landesviertel, jedes besondere Thal, beinahe jedes einzelne Dorf nährt gegen die Nachbar-schaft eine Art forterbender Antipathie, sodaß ein Fest, bei welchem Leute aus verschiedenen Bezirken erscheinen, selten ohne Rauferei endet. Und doch verbindet alle bei öffentlichen Landesangelegenheiten der vollkommenste Gemeingeist. (Für Anno sieben klingt das sehr prophetisch). Übrigens ist das Raufen den jungen Burschen oft auch nur eine gymnastische Übung. – Merkwürdig ist, daß die vornehmsten Raufner, die sogenannten Hagmaier, gewöhnlich die gutherzigsten Leute sind. Sie können vielen Spott mit kaltem Blut ertragen und zeigen ihre Überlegenheit lieber, wenn sie bei entstandenen Raufereien aufgefordert werden, die Kämpfenden auseinander zu bringen, als durch Auftreten in eigenem Namen. Reizbar sind sie nur gegen die Nebenbuhler ihres Ruhms, und wenn solche gegenwärtig sind, so unterlassen sie nie, diese durch Stichelreden und Trutzliedeln herauszufordern. Auch schicken sie an weit entfernte berüchtigte Raufbolde eigene Boten mit förmlichen Absagebriefen oder lassen sie auf einen bestimmten Platz, am liebsten einen besuchten Wallfahrtsort zum Zweikampf laden, z. B. nach St. Notburg zu Eben, auf den Hainzenberg im Zillertale oder auf die hohe Salve im Brixenthale. Beide Streiter erscheinen unfehlbar, und wenn sie sich gegenseitig geprüft haben, schließen sie meistens bei einer Kanone Branntwein ein lebenslängliches Schutz- und Trutzbündnis. – Eine mildere Art seine Kraft zu versuchen, ist das Hackeln, was darin besteht, daß sich zwei Mannsbilder mittelst der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand fassen und aus der gegenseitigen Stellung zu ziehen suchen. Es ist keine kleine Ehre für den besten Hackler der Gegend erachtet zu werden und manchmal trägt's auch etwas ein, denn es wird nicht selten um Kühe und Kälber und um beträchtliches Geld gewettet.“

Solange übrigens im Gebirge gerauft wurde, und da, wo sich der Brauch erhalten hat, noch zur Zeit, galt und gilt die Hutzierde als das Symbol der Ansprüche, welche der Träger auf Mut, Tapferkeit und Leibesstärke macht. Ist einer zur Hand, der den Schmuck außer Verhältnis zur Mannheit des Inhabers findet, so fordert er ihn zum Kampf. Unterliegt der Geforderte, so nimmt ihm der Sieger „Feder und Gamsbart“ und pflanzt sie als Helmdecke auf den eigenen Hut. Daher die erste Strophe, die der bayerische Hiesel singt:

I bin der bayerisch' Hiesel  
Und kein Jager hat kein' Schneid,  
Daß er mir Feder und Gamsbart  
Vom Hütel abtheilt.

„Die wachsende Schärfe der Polizeigesetze in den letzteren Zeiten, sagt Stolz, und insbesondere die Verordnung, daß notorisch bekannte Raufur zum Militärdienst abgegeben werden sollen, hatte immerhin die Folge, daß Raufereien in unseren Tagen nicht mehr so häufig vorkamen, als ehemals, während in den achtziger Jahren die Robler noch häufig selbst in der Hauptstadt erschienen, um dort vor den Herrischen ihre Manneskraft zu zeigen.“

„Auch auf die Kunst zu lieben versteht sich der Unterinntaler und überhaupt der Tiroler so gut, als jeder andere Bewohner der Erde; nur unterliegt der erstere gewöhnlich mehr als seine übrigen Landsleute dem Fehler, dem priesterlichen Segen vorzugreifen, hält aber dagegen als Ehemann unverbrüchliche Treue. Alte Jungfernschaft ist hier zu Lande übrigens so wenig beneidenswert als anderswo; alte Jungfern gehören, so will es das Sprichwort, auf das Sterzinger Moos. Dort sieht man zur Nachtzeit die Geister dieser Unglücklichen in irrenden Flämmchen über dem Moor tanzen.“

Zu einem anderen Schnaderhüpfel gibt unser Gewährsmann folgende Erläuterung:

„Da die deutschen Tiroler, besonders die Zillertaler und alle Bewohner des Unterinntales, große Liebhaber gebranntner Getränke sind, der eigentliche Brantwein aber doch vielen zu kostbar ist, so suchen sie ihn durch Brennung beinahe aller Obstgattungen und Feldfrüchte, verschiedener Beeren und Wurzeln zu ersetzen. Es gibt Brantwein von Äpfeln, Kirschen, Birnen, Zwetschgen, Weichseln, Roggen, Erdäpfeln, Schliehen, Kranwet (Wachholder), Moosbeeren (*vaccinium oxycoccus*), Meisterwurzeln (*imperatoria ostrutum*), Enzian und manche andere Arten mehr. Nicht wenige Bauern haben zu ihrem Hausbedarf einen eigenen Brennofen. Im Zillertale ist für viele Leute, wenigstens weiblichen Geschlechts, das Graben und Brennen der Meister- und Enzianwurzeln ein ordentlicher Erwerbzweig. Sie bleiben den ganzen Sommer hindurch auf dem höchsten Gebirge, wo sie eigene Hütten haben. Viele ziehen in dieser Absicht ins südliche Tirol, auch nach Kärnthen, Steiermark und Schwaben. Beinahe jeder Knecht und jede Bauermmagd hat ein Fläschchen solchen Lebensgeistes in der Gewandtruhe verborgen. Es werden auch förmliche Brantweingesellschaften oder Brantwein-hoangasten (Heimgarten) abgehalten, bei welchen sich die jungen Leute der Nachbarschaft, besonders in hohen Gebirgsgegenden, wo keine Wirtschaften sind, in einem Bauernhaus durch Trinken, Tanzen oder ländliche Spiele zu belustigen pflegen; gegen diese Brantweingelage sind ebenfalls schon verschiedene obrigkeitliche Maßnahmen ergrann-

gen, doch eigentlich nur für die flachen Landesgegenden, denn auf dem Gebirge, dessen Bewohner hie und da im Winter nicht einmal zu ihrer Kirche kommen können und ihre Todten in einer Kammer bis zum Anfange des Frühlings aufbewahren müssen, ist es wohl nicht ahnungswürdig, wenn sie die langen Abende durch diese einzige Unterhaltung abzukürzen suchen.“

An einem anderen Ort wird die herbstliche Heimfahrt von der Alm geschildert wie folgt: „Der Melcher, mit einem Stocke bewaffnet, tritt langsamen Schrittes und unter wunderlichen Geberden voran; sein Stolz steht in genauem Verhältnisse zu der Anzahl der Herde und ihrer Schönheit. Hinter ihm drein, an erster Stelle geht jene Kuh, welche das Jahr hindurch auf der Alm bei den oftmals veranstalteten Kuifgefechten die meisten Siege erfochten hat. Sie heißt die Maierkuh und unterscheidet sich von den übrigen durch ihren Kopfputz und eine am Halse hängende ungeheure Schelle. Hierauf folgen die übrigen Kühe nach der Ordnung. Im Unterinntale beläuft sich deren Anzahl bei einem einzigen Bauern manchmal auf hundert Stücke. Ein großer Theil derselben ist ebenfalls mit Schellen, Glocken, Blumensträußen und gestickten Schellriemen versehen. Sie verkünden daher durch das lärmende Getöse schon weit vorher ihre Ankunft. An den Zug der Kühe schließt sich der Galterer mit seiner Galtherde, Kälbern und Stieren, welche statt eines Halsgeschmeides alle Ketten des Alpenviehes zu tragen haben. Dann kommt der Gaisir, mit den Ziegen, der Schafer mit den Schafen, endlich die Saudirn, welche mit ihren grunzenden Zöglingen den feierlichen Zug schließt.“

Über die Jagd in Tirol erheben wir nachstehende Mitteilung: „Daß es früher eine sehr große Menge Gewildes und reißender Thiere, vorzüglich Bären, Wölfe, Luchse, Gamsen und Steinböcke, Wildschweine, Hirschen, Rehe und verschiedene Arten von Federspiel, besonders Schild- und Auerhähne, Birk-, Stein- und Schneehühner gegeben, davon muß den geübten Jäger schon der bloße Anblick der verschiedenen Landesgegenden überzeugen. Die mit mannichfaltigen Holzarten, mit dem fettesten Grase und mit wohlschmeckenden Beeren und Kräutern bedeckte Gebirge, aus deren zahlreichen Quellen sich so viele Bäche, Teiche und Seen bilden, reichen dem Gewild überflüssige Nahrung und die nackten Felsen gewähren ihm auf ihren beschneiten, von Wolken verhüllten Gipfeln sicheren Schutz. Einen weiteren Beweis von der in Tirol vorhandenen Menge des Wildes geben die Jagdgesetze der alten Landesfürsten und ihr ausschließlicher Vorbehalt einiger Thiere, z. B. der Wildschweine im Etschlande und Unterinntale, von deren Dasein in diesen Gegenden keine Spur mehr erscheint; ferners die vielen, in den Schössern und selbst in Bauernhäusern aufgesteckten Hörner, Geweihe und Waffen von Raubthieren. Die Lichtung der Wälder und Auen, die Beubarung der öden Plätze, die Austrocknung der Sümpfe, vorzüglich aber die allgemeine Bewaffnung des

Landvolkes und die von diesem vernachlässigte Befolgung der Weidmannsregeln dürften wohl die Ursachen des sehr verminderten Wildstandes in Tirol sein.“

Diese Verminderung hat in den letzten dreißig Jahren lediglich zugenommen und das edle Weidwerk belohnt sich jetzt in den meisten Gegenden nur mit sehr dürftiger Beute. Wir wollen an diesem wohlgelegenen Ort über den ungefähren Bestand der Gegenwart kurz zusammenstellen, was Staffler darüber mitteilt:

Die Steinböcke und die wilden Schweine sind schon seit langer Zeit verübt. Der letzte Eber wurde 1700 in der Umgebung von Kaltern erlegt. Erstere hielten sich ehemals sehr zahlreich in der Floite auf, einem Hochtal hinter Mayrhofen, welches samt dem größten Teil des Zillertales vor der Säkularisierung dem Erzstift Salzburg gehörte. Sie wurden dort von einigen jagdliebenden Erzbischöfen mit besonderer Sorgfalt gehegt. Man besoldete Wächter und baute ihnen Hütten auf den höchsten Bergen, man verbot sogar Ziegen und Schafe auf die hohen Weidgänge zu treiben. Auch die Kühe, die auf den niederen Alpen weideten, durften keine Glocke tragen und den Melcherleuten war jeder Gesang und alles lauchzen verboten. Diese Sorgfalt für die Tiere erbitterte aber die Menschen; im Jahr 1694 hatten die Wächter in der Floite noch 179 Steinböcke gezählt; im Jahr 1706 wurden die letzten zwölf getötet. Die Hirsche zeigen sich sparsam in einigen Gegenden des Unterinntals, im oberen Vinschgau. Die Gemse kommt in den nördlichen Gebirgen häufiger vor, als in den südlichen. Es ist dort nichts seltenes, Rudeln von achtzehn bis vierundzwanzig Stück zu gewahren. In Südtirol nährt das Gebirge von Ampezzo die meisten Rehe und Hasen sind selten; auf hohen Alpen kommt der kleine weiße Schneehase vor, der wegen des Genusses der edlen Kräuter ein sehr schmackhaftes Fleisch bietet. Außer Tirol und der Schweiz kennen ihn wenige Länder. Das Murmeltier, in gewöhnlicher Sprechweise Murrental, hat nur in einigen Hochgebirgen des Nordens, z. B. im Kautental, im Pitz- und Öztal, in der oberen Gegend des Paznauns, in den Seitentälern des Wipptales seinen Aufenthalt. Es hat wenig Wert und das Fleisch ist nicht allgemein beliebt.

An Federwild hegt das Land die edelsten Gattungen, als den Auerhahn, den Birk- oder Spielhahn, das Schneehuhn, das Haselhuhn, das Steinuhn und das Rebhuhn. Auerhahn, Spielhahn und Schneehuhn lieben das Hochgebirge, Haselhuhn, Stein- und Rebhuhn wärmere Lagen. Das seltenste ist das Haselhuhn, wegen seines zarten Fleisches am höchsten geschätzt.

Unter den reißenden Tieren steht obenan der Bär. Er ist hin und wieder zu treffen, zumeist in den Seitentälern des Wipptales, im oberen Vinschgau, ja im Hochgebirge bis Schlanders herab, im Ultental und seiner Umgebung, an der Mendel bei Kaltern, auf dem Nonsberg, in Fleims, selbst bei Vezzano und bei Ala. Auch im Pustertal bei Sillian läßt er sich

zuweilen sehen. Die Bären tun großen Schaden an den Feldfrüchten, vorzüglich in den Weingütern, da sie die Trauben ganz besonders lieben. Vor zwei Jahren ließ sich ein solches Untier selbst in den Weinbergen von Leobenberg spüren. In der Tat stieg auch ein Jagdliebhaber von Meran zum gastlichen Schloß hinauf, und kam zwar nicht mit dem Bären nach Hause, aber doch mit einem Affen. (Später wurde der Bär, ein Riesenexemplar, gleichwohl noch in den Weinbergen von Leobenberg erschossen. Sein Fell wird jetzt noch als Trophäe gezeigt.) – Der Wolf ist vorzüglich im Matschertal, auch auf dem Nonsberg und in der Valsugana zu treffen. Die welschen Bezirke sind überhaupt reicher an Bären und Wölfen als die deutschen. Seltener als beide ist der Luchs; er findet sich nicht ungern in den Gebirgen, die gegen Bayern abfallen und im Vinschgau. Die kleineren Raubtiere, wie Dachs, Fuchs, Marder, Iltis und Wildkatze, sind allenthalben im Land verbreitet. Unter den geflügelten Raubtieren sind der Lämmergeier und der Uhu, in Tirol Buhin genannt, hervorzuheben. Ersterer nistet in unzugänglichen Felsgebirgen, letzterer in altem Gemäuer, in den verfallenen Burgen des Tiroler Adels. – Die Erleger der Raubtiere erfreuen sich bestimmter Belohnungen. Für einen Bären werden 30, für eine Bärin 40 Gulden, für Wolf und Wölfin 25 und 30, für Luchs und Luchsin 20 und 25 Gulden bezahlt. Da im Durchschnitt jährlich zwanzig Bären, zwölf Wölfe und zwei Luchse getötet werden, so hat die Regierung ungefähr eintausend Gulden an Belohnungen (Taglöhnen) zu entrichten. Der leidenschaftlich betriebene Vogelfang der Welschtiroler ließe sich hier auch hereinziehen; indessen sind wir schon zu lange auf einem Abweg und verlassen daher das Gebiet des Waldes und der Luft, um zu den Zillertälern zurückzukehren.

Das Wesen dieses Talvolkes schildert sich nun in seinen Schnaderhagen mit seinen eigenen Worten recht deutlich und greifbar. Es zeigt sich darin eine derbe Sinnlichkeit, viel Freude am Leben und an der Liebe, viel Lust an der eigenen Stärke und am Kampfe, ganz nach Art des bairischen Stammes, in dessen Bereich, wie man schon vor sechshundert Jahren wußte: „Von Streiten redet mehr ein Knecht, dann dreißig anderswo.“

Nach allen älteren Schilderungen der Zillertaler muß man annehmen, daß sich unter ihnen das algermanische „Wüten“, jene ungezügigte, überschäumende Lebenslust am längsten erhalten habe. Viel mag dazu beigetragen haben, daß das Tal fast seit einem Jahrtausend dem Erzstift Salzburg untertan gewesen und daß man sich in der fernsten Hauptstadt um Sitten und Gebräuche der Zillertaler wenig kümmerte. Manche Gewohnheit und manches Herkommen ist jetzt verschwunden, ein Abgang, der viel charakteristisches vernichtet hat, indessen nicht in jedem Stück zu bedauern ist, da der Gesittung überall ein Recht über die Rohheit zusteht. Wenn man aber jede erlaubte Lebensfreude abtun will, so wird das Volk äußerlich zwar trübseliger werden, aber innerlich nicht besser. Seitdem der Jugend die Erholung im Tal verboten ist, kommt sie desto häufiger auf

den einsamen Berghöfen zusammen, wo bei einem Fäßchen Brantwein wie in der guten alten Zeit die Zither schallt und tief in die Nacht hinein der heiße Tanz fortwagt.

Jene Richtung ist übrigens hier noch zu neu, um bereits wesentlich eingewirkt zu haben, und der Zillertaler ist mit seinem Nachbar im Untertal noch immer der fröhlichste der Tiroler. Seine heitere Laune hat ihn auch als Handschuhhändler allenthalben empfohlen und ist nicht der verächtlichste Teil seines Kapitals. Indessen wird selbst diese Anlage den Abnehmern zu Liebe kunstmäßig ausgebildet und mit dieser Ausbildung sind denn auch schrittweise die Anforderungen gestiegen, die man im deutschen Reich, zumal in seinen nördlichen Gegenden an einen echten Tiroler stellt. Der Zillertaler gibt sich daher draußen ganz anders als zu Hause, wo er sich zwar frisch, lebendig und nicht schüchtern zeigt, aber höflich, gescheit und schicklich; während er dort den naiven Schalksnarren, den alpenhaften Rupel spielt und zur Beglaubigung seiner Echtheit auch jedermann duzt, was sozusagen eine Hauptsache ist. Liebhabern solch anmutiger Vertraulichkeit können wir die Versicherung geben, daß sie auch nur auf ihrer Rechnung improvisiert wird. Es ist nämlich in ganz Tirol kein Ort mehr, wo nicht schon die reifere Jugend recht gut und fertig mit dem Sie oder doch mit dem Ihr (Es) umzugehen vermöchte. Es will's weder der Kurat noch der Schullehrer leiden, daß man sie unehrerbietig duze, und die Zillertaler kehren daher zu diesem primitiven Zustand nur zurück, wenn sie einmal über der Grenze sind. Jeder, der die interessante Bekanntheit des drolligen Handschuhhändlers auf einem deutschen Markt gemacht, wird sich verwundern, wenn er ihn in seiner Heimat wiederfindet, wie er da still und ruhig seinen häuslichen Arbeiten nachgeht. Indessen sind die Erfahrungen, welche in der Fremde gewonnen werden, nicht für alle ganz verloren; es gibt immerhin solche gereiste Schelme, welche beim Erscheinen eines fremden Alpenfreundes sich von freien Stücken in die Airs versetzen, die, wie sie wissen, jener für national hält. Sie beginnen also im tiefsten Frieden mit den Füßen zu stampfen, mit den Fingern zu schnalzen, in die Höhe zu hüpfen, Schnaderhaggen zu singen und idyllische Albernheiten zu schwatzen; sie bieten einem reisenden Gelehrten zu hackeln an oder fragen einen dekorierten Hofrat: Magst nicht raufen? Die anderen etwa anwesenden Bauernsöhne lachen über den Schalk, während der Fremde zur Besiegelung der neuen Freundschaft gerne eine Halbe setzt. Weil man nun aber schon weiß, daß die Fremden ins Tal hereinreisen, um recht lebenswürdig zu sein, und jede Gnade gewähren, die man in äplerischer Treuerzigkeit anspricht, so hat sich allmählich unter jung und alt eine Geneigtheit zu betteln und zu heischen eingestellt, die selbst die Geduld des gutmütigsten Touristen ermüden könnte. Wenn man sich zum Beispiel am Sonntagmorgen etwa zu Zell eine Stelle aussucht, an der die Kirchengänger vorüber müssen, so wird man nicht allein der angenehmen Überschau der Andächtigen, der schönen Mädchen, der schlanken Buben und kräftigen Mander, sich erfreuen,

sondern auch genug Gelegenheit finden, eine Menge von Leuten, jedes Alters und Geschlechts, zu verbinden. Zuerst kommt etwa einer, der dich um eine Pfeife Tabak anspricht und auch für seine Freunde in die Tasche schiebt, dann wird dir einer voll Einfalt anvertrauen, wie er schon das ganze Hochamt über soviel Durst ausgestanden, daß er den festen Gläubigen habe, der gültige Herr werde ihm ein Seidel Wein zahlen; ein blondlockiger Junge nimmt dich bei der Hand und geleitet dich lächelnd zu einer lächelnden Höckerin, wo du ihm Zibebenbrot kaufen sollst; ein anderer bittet sich Birnen aus und andere, die teilnehmend herbeispringen, zeigen schmeichelnd auf die schönen Äpfel oder die süßen Zwetschen, die daneben stehen. Überdies findet sich vielleicht auch ein Mädchen, das sich beim Einblick in die offene Börse erinnert, wie gut ihr eine neue Hutschnur stehen würde, oder eine andere, die ein seidenes Halstuch wünscht. Du wirst allmählich etwas vorsichtiger, und so kann es kommen, daß du einem gebückten Greis, der dich mit dringender Herzlichkeit um ein Frackele Brantwein bittet, deine Hilfe versagen mußt, weil du dasselbe Begehren in der letzten Viertelstunde schon einem halben Dutzend anderer abgeschlagen oder auch, weil du keinen Kreuzer mehr in der Tasche hast.



Zell am Ziller auf einer Lithographie um 1870.

## Abermals im Zillertal

1870

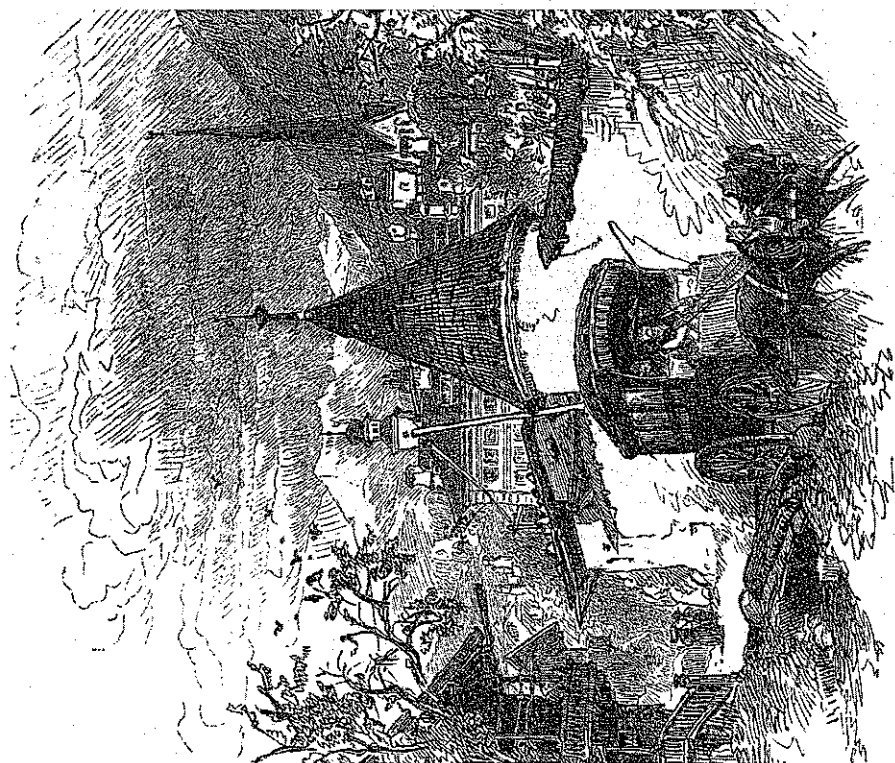
Letzten Herbst bin ich wieder einmal ins Zillertal gekommen und will von diesem letzten Besuch doch einige Notizen nachtragen.

Von der Zillerbrücke oberhalb Kropfsberg gingen wir links hinan, einen reizenden Pfad durch Wies' und Waid nach Hart, wo wir den Herrn Kuraten Lettenbichler, den bescheidenen Historiker, in bestem Wohlsin traf. Nachdem wir uns ein paar Stündchen über tirolische Geschichtsforschung unterhalten, stiegen wir abends nach Fügen hinunter, wo uns in der Krone artige Aufnahme und treffliche Verpflegung erwartete. Franz Rainer ist letztes Jahr in hohem Alter gestorben und hat den stattlichen Gasthof seinen Kindern, der junonischen Johanna und zwei Söhnen, Max und Franzl, hinterlassen. Sie sind alle sangeskundig. Wenn lustige Gesellschaft eintrifft, so werden auch noch andere junge Fügener herbeigerufen und es erschallen dann des Abends dieselben schönen Lieder, wie sie die Rainer einst durch die Welt getragen.

Joseph Rainer im Hackturm ist schon vor längerer Zeit gestorben. Wenn aber jemand fragen wollte, was aus den drei Kindern geworden, die mir damals vorgesungen, so kann ich hier folgenden Aufschluß geben: das älteste Mädchen, Luise, ist an Herrn Isidor Rasim aus Wien verheiratet, welcher sich als Ökonom in Fügen niedergelassen, und zwar den Hackturm übernommen, aber die Gastwirtschaft aufgegeben hat. — Die andere Tochter, Josefa, lebt jetzt zu Zell, als Gattin des Herrn Franz Aigner „zum Bräu“ daselbst. — Anton, der Sohn, hat sich in Wien niedergelassen und betreibt dort eine große Meierei.

Mit der Erzählung, welche mir damals Joseph Rainer „von seinen und seiner Geschwister kleinen Anfängen und späteren Großtaten“ vorgetragen, wäre der etwas abweichende Bericht zu vergleichen, den ich voriges Jahr in der Gartenlaube, Nr. 48, nach den Mitteilungen seines Neffen, Ludwig Rainer, gegeben. Ludwig Rainer, der Sohn der Maria Rainer, welche später mit Kassian Wildauer verheiratet, schon vor Jahren zu Fügen verstorben, ist der letzte der Zillertaler Rainer, der noch auf Sängerfahrten geht, denn die anderen Rainer, die jetzt jodelnd in der Welt umherziehen, sind Pustertaler und aus einem anderen Stamm. Auch jener gedenkt sich auf seinem Gasthof im Achenal, wie wir schon früher erwähnt, demnächst für immer zur Ruhe zu setzen.

Die Geschichte des Zillertaler Sängeres sollte übrigens auch einmal einen Skribenten finden, und zwar bald, sonst könnte es zu spät werden. Wie es die ersten Rainer betreiben, war es eine ehrbare Familienunternehmung. Die Kinder eines Hauses zogen hinaus in die Fremde und kamen reichbeladen wieder zu den Eltern zurück. Alle Errungenschaften



Fügen auf einem Holzstich (um 1880).